

„Kopp mang die Beene und bumm weg“

SPIEGEL-Interview mit dem Weltrekordler Richard Huschke über Sechstagerrennen einst und jetzt

Richard Huschke, Jahrgang 1893, wurde 1911 Berufsradsfahrer, erkämpfte zwei deutsche Meistertitel der Straßen-Profis und siegte in mehr als 100 Rennen. „König Richard“ war zu seiner Zeit populär wie Didi Thurau heutzutage; er lebt als Rentner in Calw/Württemberg.

SPIEGEL: Am Donnerstag dieser Woche beginnt in Berlin die diesjährige deutsche Saison der Sechstagerrennen. Vor 55 Jahren, 1924, haben Sie, Herr Huschke, zusammen mit Ihrem Partner Krupkat, am gleichen Ort einen Weltrekord gefahren: 4544,2 Kilometer in sechs Tagen und sechs Nächten. Ist dieser Weltrekord in Gefahr?

HUSCHKE: Nein, der wird von keinem mehr gebrochen. Den nehm' ich mit ins Grab. 4500 Kilometer! Das ist fast so weit wie von Berlin nach Mekka oder Nowosibirsk. Heute schaffen sie knapp die Hälfte... (lacht).

SPIEGEL: Wie haben Sie es damals geschafft?

HUSCHKE: Wir waren härter und besser trainiert. Ich bin mit Franz Krupkat gefahren, dem „lustigen Franz“. Der war aus Berlin-Wedding, ein Dauerfahrer. Er ist im Jahr darauf gestürzt, doppelter Schädelbruch und gleich tot. Aber 1924, da waren wir beide prima in Form. Wir sind immer richtig abgedonnert. Stundenlang! Richtig rrumm. Kopp mang die Beene und bumm war ich weg!



Rentner Huschke (1979)
„Die sind heute alle verweicht“

SPIEGEL: Und Ihre Gegner?

HUSCHKE: Eine Weile haben die am Hinterrad geklebt, dann sind die abgefallen. Damals fuhren wir sieben oder acht Stunden pausenlos volles Tempo. Sechs Tage lang war man täglich 21 Stunden hintereinander im Sattel. Heute fahren die viele Stunden weniger. Wir wollten ja einen Weltrekord

fahren und nicht die Beine gemütlich hochnehmen.

SPIEGEL: Wann haben Sie denn geschlafen?

HUSCHKE: Geschlafen? In den sechs Tagen habe ich zusammen höchstens 12 Stunden geschlafen. Jeder Fahrer durfte pro Tag nur drei Stunden von der Bahn. Da wurde er gebadet, massiert, mußte essen und konnte vielleicht zwei Stunden schlafen. Aus der Halle, dem „Kaiserdamm-Velodrom“ an der Avus, durften wir nicht raus. Vormittags war kein Publikum in der Halle. Da sind wir eben für die Putzfrauen Jagden gefahren. Am unteren Rand der Bahn hatten die Veranstalter Latten hingelegt. Du mußt also oben auf der Bahn fahren. Wenn du langsamer als 24 Stundenkilometer wurdest, bist du abgerutscht.

SPIEGEL: Kam das vor?

HUSCHKE: Klar. Manche waren so müde, daß sie eingeschlafen sind. Dann gab's einen Bums, und dann lag er an der Erde.

SPIEGEL: Wie haben Sie sich denn munter gehalten?

HUSCHKE: Mit Hechtsuppe.

SPIEGEL: Mit Hechtsuppe? Kein Arsen? Kein Strychnin?

HUSCHKE: Paß mal auf. Damals war Doping erlaubt. Ich habe ein paar Fahrer daran sterben sehen. Deshalb gab's bei mir nur Hechtsuppe. Von sechs bis acht Hechten die besten Stücke durchpassiert. Davon drei Thermosflaschen voll getrunken und weg war die Müdigkeit. Im Hecht ist nämlich soviel Phosphor, er macht dein Gehirn hellwach.

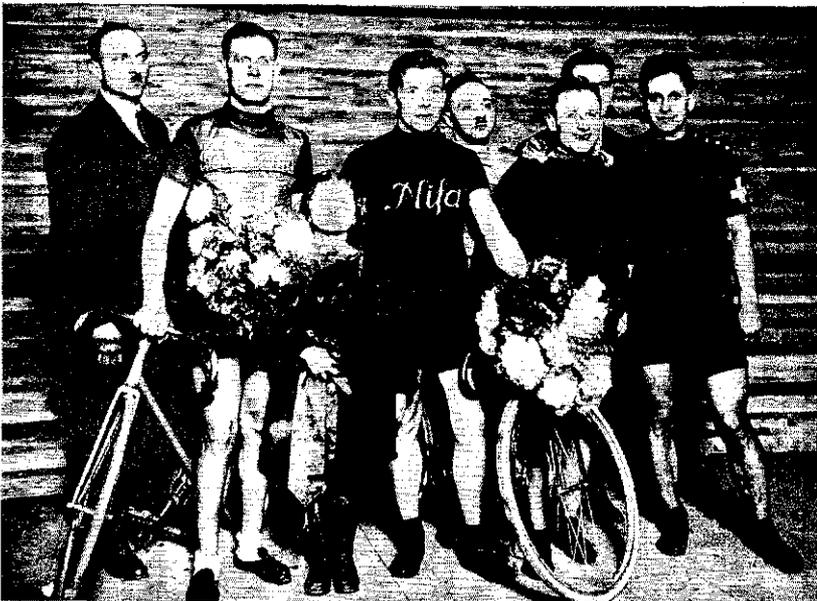
SPIEGEL: Und die Fahrer, die sich nicht mit Hechtsuppe gedopt haben?

HUSCHKE: Alle kaputt. Alle längst tot.

SPIEGEL: Munter allein genügt ja nicht. Woher kam Ihre Hochform, die Kraft und die Ausdauer?

HUSCHKE: Ich war eigentlich kein Bahnfahrer, sondern seit 1911 Straßenfahrer, Berufsfahrer. Unsere Rennen gingen immer über 300, 400 Kilometer. Mal habe ich Wien — Berlin gewonnen. 600 Kilometer im Stück, Tag und Nacht gefahren, 22 Stunden hintereinander. Zusammen mit meinem Bruder Adolf bin ich auch 25-Stunden-Rennen gefahren, 1000 Kilometer und mehr ohne Pause.

SPIEGEL: Wie hält man das aus?



Huschke (2. v. l.) als Berufsfahrer (1924): „Bei mir gab's nur Hechtsuppe“

HUSCHKE: Ich war immer vernünftig. Aufgeben, das gab's bei mir nicht. Trainiert haben wir aber ganz anders als heute. Nur 120 Kilometer pro Tag, aber immer auf Krawall. Schnelligkeit! Schnelligkeit! Heute machen sie 200 lahme Kilometer im Training. Alles Quatsch. Wanderfahrten bringen nichts.

SPIEGEL: Also können wir von den jungen deutschen Fahrern nichts erhoffen?

HUSCHKE: Ich will dir mal was sagen: Die sind alle nicht hart genug. Die sind alle verweichlicht. Zum Beispiel der Thurau. Die müßten anders, viel härter trainieren. Unsere Rennen waren viel schwerer. Bei einem Defekt mußt du den Reifen mit den Zähnen von der Felge reißen.

SPIEGEL: Härteres Training für Thurau?

HUSCHKE: Der Thurau, wenn der richtig trainieren würde, würde auch nichts bei rauskommen.

SPIEGEL: Immerhin bekommt er 10 000 Mark pro Sechs-Tage-Nacht.

HUSCHKE: Da habe ich aber besser verdient. Vor dem Ersten Weltkrieg habe ich in den letzten drei Rennen 5500 Goldmark gewonnen, ich hatte die ganze Tasche voll Gold.

SPIEGEL: Und beim Sechstagerennen?

HUSCHKE: Konnte man auch von leben. Manchmal setzte das Publikum so viel Prämien aus, daß wir gar nicht zur Punkte-Jagd kamen. Die Leute standen alle auf den Bänken und haben so lange „Richard! Richard!“ oder „Husch, husch, die Waldfee“ gebrüllt, bis ich nach vorne gegangen bin und die Prämien eingefangen habe.

Ach Gott, was wir damals alles hatten: zentnerweise Kartoffeln, ein lebendes Schwein, sechzig, achtzig Zentner Mehl, Hunderte Flaschen Sekt, Wein, Schnaps, Likör, ein paar tausend Zigaretten, ein Boot, ein Motorrad. Nach unserem Weltrekord 1924 haben wir drei Lastwagen voll Prämien nach Hause gefahren.

SPIEGEL: Das Publikum war also auch besser als heute?

HUSCHKE: Ja. Erstens waren die Hallen immer ausverkauft. Noch morgens um sechs wollte keiner nach Hause. Zweitens hat sich das Publikum für den Sport interessiert. Heute gehen sie hin, um eine Gaudi zu haben. Heute sagt das Publikum: Ach, Radrennen ist ja ganz schön, aber die Fahrer stören dabei.

SPIEGEL: Gehen Sie als Zuschauer noch manchmal hin?

HUSCHKE: Ja, klar. Es kommt auch vor, daß ich vom Radrennen träume. Nur schöne Sachen, Siege und so.

SPIEGEL: Sie würden also nochmals Profi werden wollen?

HUSCHKE: Gleich! Aber dann würde es anders laufen in Deutschland.

OLYMPIA

Auftrag aus Moskau

Ein bundesdeutscher Verlag rechnet mit dem 7,5-Millionen-Mark-Auftrag für das sowjetische Buch vom Moskauer Olympia 1980.

Im Herbst 1980 erwartet Pamir-Verleger Peter Niemann einen „Güterzug mit Torf“ aus der Sowjet-Union, vielleicht auch eine Ladung Schafswolle oder Basaltsteine — im Austausch für 750 000 Olympia-Bücher über die Sommerspiele in Moskau.

Niemann hatte frühzeitig darauf spekuliert, daß der Produktionsauftrag für das Olympia-Werk einem Anbieter zu-



Paarlauf-Olympiasieger Rodnina/Saizew im Gegengeschäft Torf oder Steine

fallen könnte, der bereit ist, im Gegengeschäft Ladenhüter der sowjetischen Staatswirtschaft zu akzeptieren. Die sowjetische Druckkapazität für Glanzpapier-Bilderbücher von hoher Qualität sei begrenzt, verständlich der Wunsch, den außergewöhnlichen Olympia-Auftrag deshalb ins Ausland zu vergeben.

Bei Vorgesprächen im Mai in Moskau erfuhr Niemann, daß sich auch ein finnischer Verlag bewerbe. Aber dem, hofft er, „bleibt wohl finanziell die Luft weg“. Den Geschäftsabschluß stellten die sowjetischen Partner jedenfalls für diese Woche bei der Frankfurter Buchmesse in Aussicht.

Der Münchner Pamir-Verlag war 1974 zum erstenmal durch ungewöhnliche Vertriebswege aufgefallen. Er hatte Franz Beckenbauer als Galionsfigur für sein Buch von der Fußball-WM

1974 angeheuert und legte zunächst 250 000 Exemplare auf. „Dank Franz“ und dem bundesdeutschen WM-Sieg kletterte die Auflage auf 400 000 Stück. Niemann vertrieb sie über 500 Filialen und 5000 Verkaufsstellen des Kaffeerösters Eduscho.

Nach dem WM-Erfolg hängte sich Pamir bei den Winterspielen 1976 in Innsbruck auch in das Olympia-Geschäft. Wieder stieg die geplante Auflage, diesmal „dank Rosi“ — drei Mittermaier-Medaillen — von 150 000 auf 250 000 Bücher. Abermals setzte Pamir die Massenaufgabe in der Schweiz, der Bundesrepublik und in Österreich über die Kaffeekette sowie Zeitungskioske ab.

„Das Innsbruck-Buch war der Dosenöffner“, erklärte Niemann. Sowjetischen Funktionären „gefielen die Fotos von den russischen Eiskunstläufern in unserem Buch am besten“, erinnerte sich Niemann. Die Moskauer Irina Rodnina und Alexander Saizew hatten im Paarlauf gesiegt.

Erste Einzelheiten für ein Olympia-Buch von den Moskauer Spielen klärten die Partner über die sowjetische Handelsvertretung in Köln. Sowjetische Autoren liefern die Texte, Pamir trifft die Bildauswahl — wobei der Verlag den Auftraggebern ein Vetorecht zusteht.

Nach der „üblichen Olympia-Arbeit vor Ort“ in Moskau legt die Redaktion anschließend in München letzte Hand an. Als besonderen Vorteil empfindet Niemann, daß „kein mitteleuropäischer Zeitdruck“ drohe und Bilder abgewartet werden können, die für olympische Schnellschuß-Produktionen zu spät kommen. Die Vorfinanzierung stellt der Pamir-Ableger in Bern sicher; Kredite seien in der Schweiz etwa zwei Prozent billiger als in der Bundesrepublik.

Ins Stocken gerieten die Verhandlungen zeitweilig, weil auf sowjetischer Seite die Vertreter der graphischen Industrie und des Autorenverbandes um Kompetenzen rangelten. Auf jeden Fall müssen sowjetische Korrektoren vor dem Druck (mit dem der Verlag Bertelsmann betrauen will) die kyrillischen Texte überprüfen.

Den Absatz der Kompensationswaren hält Niemann für gesichert: „Torf ist wegen der Energiekrise wieder gefragt, und Steine braucht man überall beim Straßenbau.“ Um den Preis, den die Sowjets dafür anrechnen, wird noch gefeilscht. Notfalls plant Niemann seinen vorkalkulierten Abgabepreis von etwa zehn Mark pro Buchexemplar zu erhöhen.

Ob er auch ein Olympia-Werk für den deutschsprachigen Markt herausbringt, wird nach sorgfältiger Marktanalyse erst im Mai 1980 entschieden. Falls ja, wird es „ein totales Bilderbuch mit nur 25 Prozent Textanteil“. ◆